

Sonntag, 11. September, born. 10—11 Uhr. **Versteigerung**
in Schierstein. Weitere Abnehmer finden in diesem Jahr
nicht mehr statt. Nur Bewerber mit vollkommen im Ord-
nung befindlichen Büchern werden zugelassen.



Der Sonntag

Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Sonntag, 28. August 1938.

Faust sucht einen Pudel.

Erzählung von Heinz Stegmann.

Wir schreiben das Jahr 1900. Herr Brunhuber, Wanderrichter, ist seine Schmiere, vergleicht man seine Agnes Bernauer, seinen „Clavigo“ oder „Jedrochens Krug“ mit Striebs „Kraus der Schmeichelei“, dann heißt Brunhuber auf erhabener Plattform, Brunhuber hat Kultur. Brunhuber ist diszipliniert und ernennt erfreuliche Wertungen nicht nur in der Tagespresse von Hietlingen, Dorthausen und Drübenrode, Heimatstadt dieser mit vier mächtigen Wagen reisenden Truppe ist Tegel; nicht dieses Tegel, auch nicht das andere, sondern Protophantasmist Tegel; wobei zu bemerken wäre, daß Protophantasmist ein faustisches Wapenschilderchen heißt, über dessen namentliche Analyse uns der große Geheimrat aus Weimar die nähere Erklärung schuldig blieb. Von Herrn Goethes Protophantasmist interessiert uns heute nur seine heimliche Kleinigkeit Tegel, denn Agnes Brunhuber ist nicht wenig hoch auf diesen Ort. In Tegel wird Brunhuber zum ersten Male Goethes Faust I. Teil im ehemaligen Hoftheater zur Aufführung bringen. Tegel hat 14000 Einwohner, die meisten sind Kinder nicht mitgerechnet; Herr Brunhuber ist sich zwanzig solcher Häuser dieserorts gewiß.

Die Vorbereitungen sind künftigt: Ein rosafarbenes Himmelsgewölbe, ein graulich schimmerndes Lichtmengenquartier, eine östliche Märkte, Märkte Garten, Dom, Jünger, ... der ganze oblige Kalligraphen steht in der Glanz einer ehemals höchsten Reithalle, ein Dämon der Maschinen läuft sich heiß für die Kalligraphen. ... Schreiner, Schmied, Friseur, Tegel's ganze Handwerker-Genossenschaft ist aufgezogen, und keiner acht, daß Agnes Brunhuber, der Intendant, nur auf zweifelhafte Vorbeereit hin laufen und arbeiten läßt.

Neben uns alle Vorkriterien einer aufgetragten Inzucht, von insgesamt 30 Wochen nicht führen. Tadellos ist, daß die Tegel's Hauptpremiere bestmöglichst leer ist, etwa 40 Leute im Theater, einschließlich Freitarten und Souffleuse. Die Ursache? Der Abend der Premiere fiel unglücklicherweise mit einem Vortrag zusammen, den einer aus Tegel-Süd über Verfallungsgründen und denatürte Gebiete mit Hühnerbildern hielt.

Herr Brunhuber brüht Schweiß; denn zunächst ist der Vortragsauftrag zum zweiten Vorstellungs wiederum künftigt, zum andern klopft ein Handwerker nach dem andern die Tür um rückständige Lohnzahlung ein. Doch die Aufführung ist bei nächster Beurteilung recht annehmbar, für den bescheidenen Ehrgeiz Groß-Tegels sogar erstaunlich gekostet. Warum liegt der Mißerfolg? „Clavigo“, die „Bernauer“, der „Jedrochens Krug“ waren besuchte Ereignisse, der „Faust“ man denke: der „Faust“ bleibt leer. Die Schauspieler zweifeln, Herr Brunhuber schickt höfliche Fragebogen ans Publikum man antwortet, das Glück sei zu hoch! Einer nur regt eine Schilf-Vorstellung an, und zwar der faustischste Genossenleiter Dittler, dessen Theaterbegegnung bei Brunhuber schon wiederholtemal die Tragödie „Alt-Heidelberg“ anforderte. Und nun eifert der brave Erzieher für „Faust“, von dessen Existenz er immerhin wußte; aber einige Vorschriften macht er:

1. Herr Nepphitz, die Spottgeburt von Dred und Feuer, habe sich der Madame Schmeichelei gegenüber der Bemerkung zu enthalten, „ein braunes Weib sei Gold und Verleihen wert!“, es gehöre sich nicht, den ohnehin allzu eiteln Nachfahnen von Tegel auch noch falsche Aussagen ins Ohr und ebenso Rufe in den Pöbel zu legen.

2. Der in einen Pudel verwandelte Satan müsse im Überzopfergang wie auch in Faust's Studierzimmer vordringlich sichtbar sein, sonst müßte Tegels göttlich noch ideal dreinblickende Schüljugend mit einem Protest der Enttäuschung das Theater verlassen.

Brunhuber verpöbelt alles, alles; wenn nur Leute kommen, wenn nur das Unheil einer vierten leeren Vorstellung vermieden wird. Aber woher den Pudel holen? Innerhalb 24 Stunden? So klein Tegel sonst ist, heute scheint es dem versammelten Requisitionenmeister riesengroß. Er rennt fröhlich, fröhlich, von Tür zu Tür, keiner hat einen Pudel, indessen herrscht ein großes Überangebot von Führmannspitzen, Dackelmopsen, Hundeländern und andern Wild. Einer weiß Rat: Peter Squenz, der Nachtwächter:

„Ich hab's ein Biß, dratthorrig wie'n Pudel! ob ihm aber ein Pudel ist, kann ich nicht sagen!“

Peter Squenz, bald 70 Jahre, braves Nachtwächter-faßmann im Rathaus, dreimal mit Erfolg geimpft, Peter-Squenz führt seinen Roter, nur, und in der Tat: er ist ein Pudel! Schwarz, gehörig, dratthorrig, aber alt wie Adam. Und über alle Mahnen nachham: Seidem Einbrecher gibt er ein Pfötchen!

„Wo haben Sie den her, Peter Squenz?“

„Als 'm Mühlteich sopp, Berr, als er noch klein war; se ham ihn verschluckt wollen mit 'n lapitalen Stein am Hals!“

„Und heißen tut der Pudel?“

„Pluto, Herr, Pluto, weil der 'n warden Fürst ist was!“

Pluto wird vom Requisitionenmeister mit einem Souverän der Erlaubnis versehen. Peter Squenz, der Nachtwächter, stellt begehrende Forderungen: um 10 Uhr müßte er seinen Pluto mit zum Nachtdienst nehmen, und dann bitte er um eine Theaterkarte gleich in der ersten Reihe.

Gemeinsam Freude zunächst hinter den Kulissen und in der Garderobe. Dann aber entschlossene Huldigungen für den Hund, denn jeder hat sich mit einem Biß durch das Borstenglied davon überzeugt, daß ein von Söhnen und Töchtern, von Lehrern und Elternbrütern überrolltes Haus alle Nähe um Pluto schon löst. Wer war das Genie dieses Publikum gaderen, aber bald verflucht der Rärm, denn der Vorhang taucht auf. Gott Vater, die Erengel und Nepphitzophelen freiten mit flüchtigen Bäumen um Sonne, Welt und Mensch. Und was Herr Faust später mit dem Erdgeist sprach, was er mit Hamulus Wagner an permentener Weibheit sprach, kann uns jetzt nicht kümmern, wir bilden erst wieder auf, da Hamulus Wagner seinen hochgelehrten Meister aller Retromantia am Taler puppi:

„Was heißt du so und bleibst erstauet hinaus?“

Denn in selbiger Sekunde streckt Doktor Faustus den Zeigefinger geradeaus ins gemalte Abendfeld:

„Siehst du den schwarzen Hund durch Saat und Stoppeln streifen?“

Gemeint ist Pluto, den der Requisitionenmeister mit Hilfe einer Hammelfeule (oben am Horizont entlang locht. So atemlos das jugendliche und ältere Publikum Tegels zur Bühne starrt, so tief senken alle Dienstbaren vom Bau; denn das Biß des Nachtwächters erledigte ohne Stößen und Wenden den ersten Teil seiner Rolle. Und während Faust und Wagner das Weiden und Wonnegründen des Tieres mit urfaustischen Worten auf der Szene noch zu beobachten haben, (Er knurrt und zweifelt — legt sich auf den Bauch — er webelt — alles Hundebau —) jernatet Plutos Geiß am Fuße eines Tegeler Feuerwehmannes den redlich verhassten Hammelfeulen. Das Bild vor dem östlichen Tor war beendet, man bräut sich die Hände, spuckt ferner dreimal abergläubisch auf die Bretter, dann melbet der Inspektor den registrierenden Intendanten, daß der Pudel mit der Hammelfeule endlich fertig ist, er fedsch sich nur noch das Maul, so daß der Vorhang zum Studierzimmer nunmehr gezogen werden könne.

Und wieder traut uns vor dem erschütterlich schimmernden Lichtmengenquartier, dessen Wände mit Schädeln, Fiebermäßen und Blüten behängt sind. Dort brüht Doktor Faustus, von schäpferischen Genien erleuchtet, am Schreibtisch, laut am Gänsefuß, sagt, er habe sich vom Feld und Auen („... die jetzt eine tiefe Nacht bedeckt.“) mit „ahnungs-vollem heiligem Grauen“ die bestre Seele werden lassen. Er wiegt den letzten Folianten des Neuen Testaments auf der Handfläche, beschließt, das heilige Original in sein geliebtes Deutsch zu übertragen. Indessen schlammert Pluto hinter einer glühenden Ostentille, schließt laut und hammelfeulen-fest, dennoch hat ein unglücklicher Komparse das von Johann Wolfgang Goethe im Aktreg vorgeführte Kurren laut und vernehmbar nachzuahmen. Proß muß sich Faust mehrmals erbohen:

„Sei ruhig, Pudel, renne nicht hin und wieder! An der Schwelle was schnapst du hier...?“

Oder:

„Anruere nicht, Pudel! Zu den heiligen Tönen, Die jetzt meine ganze Seele umfassen, Will der tierische Rant nicht passen...“

Die Welt der Frau

Einem Mythos gleich.

Der Lebensweg der Forscherin Marie Curie. — Schicksal und Aufgabe einer Forscherfamilie.

NSK. Als Madame Curie 1934 im 67. Lebensjahre an den Folgen einer chronischen Radiumvergiftung starb, die sie sich im Dienst an der Wissenschaft zugezogen hatte, da wußte die Welt, daß mit dieser Frau die bedeutendste und erfolgreichste Forscherin auf dem Gebiet der Naturwissenschaften, ja sogar eine der entscheidenden Forscherinnen überhaupt, dahingegangen war. Damals begann man angefaßt dieses tragischen Todes nach den menschlichen Hintergründen ihres großen Lebens zu fragen, man wollte wissen, war diese Frau eigentlich gewesen, die so außerordentliche Wege gegangen und so heroischen Taten des Geistes vollbracht hatte. Was die Gedanken bei den von ihrer Tochter Eva geschriebenen Buch ihres Lebens, das vor einiger Zeit in Paris erschienen ist, die Antwort gegeben und uns ein Dasein geschildert, das — mit den Worten der Tochter — wirklich „pareille a uno mythe“, einem Mythos gleich ist.

Marie Sklodowska — so heißt sie mit ihrem Mädchennamen — war in Warschau geboren. Sie kamme aus einer wenig begüterten polnischen Bürgerfamilie, die an dem erbitterten nationalen Widerstand, den Polen damals gegen die russische Fremdherrschaft führte, tätigen Anteil nahm. So gelang es ihr auch erst nach langen Kämpfen und Entbehrungen, den Traum ihres jungen Lebens zur Wirklichkeit werden zu lassen und in Paris Naturwissenschaften zu studieren. Sie hat es sehr schwer in diesen ersten Universitätsjahren, nicht nur darum, weil sie als Frau ja damals auf der Sorbonne noch als eine Ausnahmefrau galt, weil sie sich dieses erst erobert muß, was den anderen Geschlechtsmitgliedern so leicht ist. Sie kann mit den geringen Mitteln, über die sie verfügt, nur kümmerlich existieren. Sie lebt in einer armenlichen Dachkammer, sie hungert und friert. Aber sie setzt sich durch. Mit 26 Jahren wird sie Erste in der physikalischen Identitätsprüfung, ein Jahr später Zweite in der chemischen Identitätsprüfung. Zum ersten Male wird sie mit einem Stipendium ausgezeichnet; man beginnt, ihr eine wissenschaftliche Zukunft vorauszusagen.

In diesem Augenblick erfährt ihr Leben die entscheidende Wendung. Sie verheiratet sich mit Pierre Curie, einem jungen Gelehrten, der auf dem Gebiet der Physik bereits wesentliche wissenschaftliche Erfolge errungen hat. Damit beginnt für die beiden Forscher jener denkwürdige Lebensabend, in dem sie nicht nur ihr menschliches, sondern auch ihr wissenschaftliches Dasein zu einer unauflöslichen Einheit zusammenflicht, daß sie fortan ihre sämtlichen Kräfte gemein in die gleiche Richtung, das heißt in ihren wissenschaftlichen Bestrebungen, nur noch als eine Einheit von ihren Ergebnissen reden: Wir haben beobachtet... oder: An einer vorangegangenen Arbeit hat einer von uns gezeigt... Auf dieser gemeinsamen Grundlage hat dann Madame Curie den

Weiter: Nachdem Herr Faust sich lange gequält, ob im Anfang nun das „Wort“, der „Sinn“, die „Kraft“ oder die aller Weisheit spottende „Tat“ gewesen sei, hat der unglückliche Komparse gar kühnlich hinter der Kulisse zu heulen, da mit der vergüßelten Magier auch sein Stichtort finde:

... Pudel, so laß das Heulen,

So laß das Weinen.

Schick einen fütternden Gefellen

Mag ich nicht in der Nähe leiden.

Einer von uns beiden

Muß die Zeit meiden...“

Da aber — noch zu, Zeitgenosse, fernab von Tegel! — regt sich ein empörtes Geplärr und Geplänze im Zuschauerraum; denn der Nachtwächter Peter Squenz, Plutos Herr und Besizer, ärgert sich ob des Tieres wiederholten Ungehorsams; er will Herrn Faustus eine nochmalige Klage über den Pudel ersipaten und laßt darum, über die Brüstung seiner ersten Reihe hinweg: „Rufst du, Pluto!“ rufen, die schlafende Kreatur aus der Dienstfalle; und Pluto folgt ebenso gehor-sam mit ahnungslos, schnappt über die Bühne. Faust ruft in seinem Bathos, während Herr Peter Squenz „coram publico“ seinem Tier eine derartige Tracht Prügel ver-abreicht, daß der winelnde Roter mit lautem Quielen seine Unschuld beweist.

„Ich will dich helfen, du vermaledeite Schmutz-hosten!“ Dann verlassen der Nachtwächter und sein gesundes Opfer befriedigt den Raum.

Dem Intendanten Brunhuber bleibt in seiner Rage das weg, was der Rottmund und sein „Gaukel“ zu nennen pflegt. Noch schmeißt Tegel wie eine verblüffte Kammerherde, dann aber schreit das Publikum vor Heiterkeit.

Retter der peinlichen Pause (denn die Bühne ver-schmammte, ihre Roter ersinken) ist Intendant Brunhuber, der sich bis zu den Schenkeln aus seiner Rage beugt und dem entsetzten Nachtwächter des Wapenschilderchens Protophantasmist ärgliche Verse nachspricht:

... Teufelspud, es fragt nach seiner Regel:

Wir sind so klug, und dennoch spukt's in Tegel!“

Von Herrn Brunhubers Wanderröhre ist somit nur noch zu melden, daß der Zwischenspruch des Intendanten und die Tölpelerei des alten Peter Squenz im Verlauf einer brandstaus aufgenommener Faustspitzbube hoch vergessen wurden, doch aber Tegel's Eitern, Lehrer und Schülerhaft von diesem nie wiederkehrenden Ereignis so viel runderachten, daß die Wanderröhre hier und abwärts mindestens ein in voraus kühn errechnete Aufführungsziffer mit reichem Kassen-rapport eroberte.

genialen Anstoß zu der wissenschaftlichen Entdeckung gegeben, die den eigentlichen Weltbruch der Curies begründet, die Entdeckung der Radioaktivität.

Sie gelang unter den ärmlichsten und entsetzungsvollsten Verhältnissen, ohne zureichende wissenschaftliche Hilfsmittel und in einer primitiven, als Laboratorium eingerichteten Baracke. Während eines jahrelangen Kampfes um den ein-schlichsten Lebensunterhalt, in dauernder Sorge um Einkommen und Familie hat das Ehepaar Curie in gemeinamer Auf-opferung jene wissenschaftliche Tat vollbracht, die der gesamten naturwissenschaftlichen Erkenntnis eine neue Richtung geben sollte. Ganz allmählich nur wachte die wissenschaftliche Welt auf, und begann die Bedeutung dieser Forschungen zu be-greifen; die Erregungen — unter ihnen sind die Nobelpreise von 1903 und 1911 besonders hervorzuheben — begannen sich zu häufen. Das Ehepaar Curie oder begann jetzt mit derselben rastlosen und leidenschaftlichen Energie den wissenschaftlichen Ausbau seiner Entdeckung.

Diesem beglückenden gemeinsamen Schaffen steht der plötz-liche Tod Pierre Curies im Jahre 1906 ein Ende. Das Leben der Curies scheint zerfallen. Aber nach Monaten des Le-bens und Zweifels legt sie sich. Sie kennt nun ihre neue Aufgabe, Verwalterin und Lehrerin des großen wissenschaft-lichen Wertes zu sein, das aus ihrem gemeinsamen Bunde ent-standen ist. Sie erhält als Nachfolgerin und Erbin ihres Mannes seinen Lehrstuhl in der Sorbonne und da-mit als erste Frau den Rang eines Professors. Und als die große Schöpferin und Verwalterin eines wissen-schaftlichen Wertes wird sie nun auch von der Welt gefeiert und mit Ehrungen überschüttet. In ihrem Innern bleibt sie — nach dem schönen Zeugnis ihrer Tochter — davon un-be-rührt, ein beherrschter und geistig schlichter Mensch, ganz ihrer Aufgabe ergeben und sie mit stiller Energie fordernd. Im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts wird dann für sie in Paris das große Radium-Institut geschaffen, das fort-an das Zentrum der Radiumforschung bildet und dem sie bis zu ihrem Tode vorsteht. Hier ist sie der Mittelpunkt eines großen Schillerkreises, der ihr in immer härteren Maße menschlich und wissenschaftlich tief verpflichtet wird. Zu den jungen Forschern des Institutes gehört auch ihre Tochter Irene und deren Mann Joliot, die beide zusammen 1934 für ihre hervorragenden Radiumforschungen ebenfalls den Nobel-preis erhalten. Radium ist Schicksal und Aufgabe dieser Forscherfamilie.

Ein Jahr nach dem Tode Marie Curies erscheint ihr Werk „Radioaktivität“, ihr wissenschaftliches Vermächtnis an die Menschheit, das sie vor ihrem Tode noch vollendet hat und das sie bis in ihre letzten Fieberphantasien hinein begleitet. Als Verfasser wird Madame Pierre Curie genannt als ein Zeichen für jene unauflösbare, über den Tod hinaus dauernde Gemeinschaft der beiden Menschen, die einen auch für ein Dasein, in dem forschendes und geliebtes Leben zu einer un-trennbaren Einheit geworden sind.

Dr. Rüdiger Fiedler.

[illegible]